

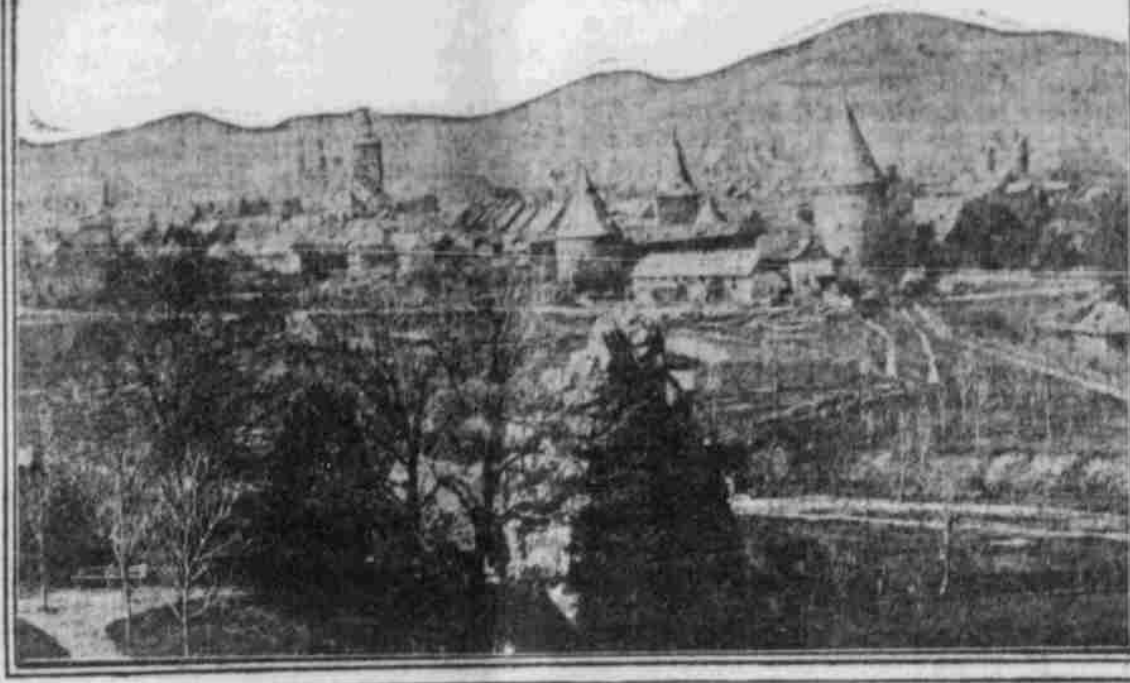
# Eine Reise durch den Harz.



DOMKAPELLE



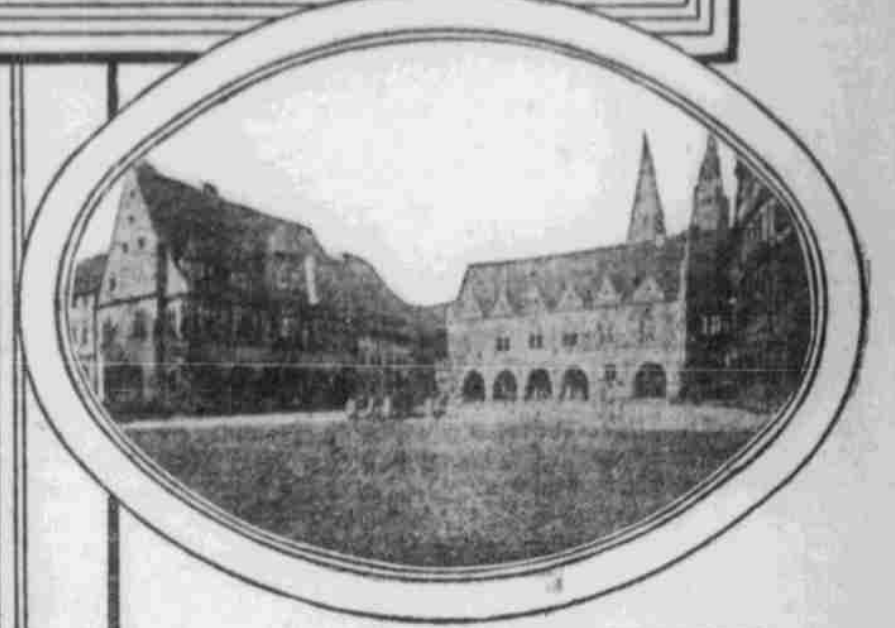
SILBERSCHATZ



GOSLAR



KAISERBILD



MARKTPLATZ

Im Rande des Nordharzes liegt eine der ältesten deutschen Kaiserstädte, eine Stadt, die in wechselndem Geschick bald in hoher Blüte stand, bald in tiefem Elend darniederlag: Goslar. Ihre Gründung wird dem ersten Heinrich zugeschrieben, der sie im Jahre 920 durch die Zusammenlegung mehrerer Dörfer am Rammelsberge schuf. Von diesem Kaiser erzählt die Sage, daß ihm beim Wogelzug im Harz die Kunde von seiner Ermählung ward — daher der Beiname „der Wogel“ — und der Dichter besingt den Vorgang in dem volkstümlichen Liede:

Der Heinrich sieht am Wogelherd  
Recht froh und wohlgemuth,  
Aus tausend Reien blüht und blüht  
Der Wogelstöhle Gluth.

In Wies und Feld und Wald und Au,  
Horch, wie ein süßer Schall!  
Der Lerche Sang, der Wachtelstich,  
Die süße Nachtigall!

Der Heinrich schaut so fröhlich drein:  
„Wie schön ist heut die Welt!  
Was gilt's? heut giebt's nen guten Jang!“  
Er lügt zum Himmelszelt.

Er lauscht und frecht sich von der Stirn  
Das blondgelockte Haar;  
„Et doch! was sprengt denn dort herauf  
Für eine Reiterstour?“

Der Staub weilt auf, der Hufschlag dröhnt,  
Es naht der Waffen Klang;  
„Daß Gott die Herrn verderben mit  
Den ganzen Wogelstang!“

„Et nun! was giebt's?“ — „Es hält der Troß  
Vorn Heranzug plöglich an;  
Der Heinrich tritt hervor und spricht:  
„Wen suchst ihr da, sagt an!“

Da schwenken sie die Fähnlein bunt  
Und jauchzen: „Unsern Herrn!  
Hoch lebe Kaiser Heinrich! hoch  
Des Sachsenlandes Stern!“

Dies rufend, stürzen sie vor ihn hin  
Und rufen, als er haunend fragt:  
„S ist deutschen Reichs Will!“

Da blüht Herr Heinrich tiefbetwegt  
Ginauf zum Himmelszelt:  
„Du gabst mir einen guten Jang!  
Herr Gott, wie dir's gefällt!“

Goethe, der die Stadt im Jahre 1777 besuchte, nannte sie die vermodernde Reichsstadt, und Heine, der vier Jahrzehnte später sich dort aufhielt, schrieb:

„Der Name Goslar klingt so erfreulich,  
und es knüpfen sich daran so viele uralte  
Reichserinnerungen, daß ich eine imposante,  
stille Stadt erwartete. Aber so geht es,  
wenn man die Verfallenen in der Nähe  
besucht! Ich fand ein Nest mit meilen  
schmalen, labyrinthisch gekrümmten  
Straßen, also mitten durch ein kleines  
Wasser, wahrscheinlich die Gose, fließt,  
verfallen und dumpf, und ein Pfister,  
so hoch wie der Berliner Dom. Nur die  
Asterhügelkette der Einfassung,  
nämlich Reste von Mauern, Thürmen und  
Zinnen, geben der Stadt etwas Pittoresques.  
Einer dieser Thürme, der Zwinger genannt,  
hat so viele Mauern, daß ganze  
Gebäude darin aufzubauen sind. Der  
Platz vor der Stadt, wo der weitberühmte  
Schützenhof gehalten wird, ist eine schöne  
große Wiese, ringsum hohe Berge. Der  
Markt ist klein, in der Mitte steht ein  
Springbrunnen, dessen Wasser sich in ein  
großes Metallblech ergießt. Bei Feuer-  
bränden wird einigemal daran geschlagen;  
es giebt dann einen weißschallenden Ton.  
Man weiß nichts von Ursprung dieses  
Bedenes. Einige sagen, der Teufel habe  
es einst zur Nachtzeit dort auf den Markt  
hingeworfen. Damals waren die Leute noch  
dumm, und der Teufel war auch dumm,

und sie machten sich wechselseitig Geschenke.  
Das Rathaus zu Goslar ist eine weit-  
angelegte Backsteingebäude. Das daneben-  
stehende Silberhaus hat schon ein besseres  
Ansehen. Umgeben von der Erde und  
vom Dach gleich weit entfernt stehen da  
die Standbilder deutscher Kaiser, räucher-  
nd schwarz und zum Theil verguldet, in  
der einen Hand das Scepter, in der ande-  
ren die Weltkugel; sehen aus wie gebräute  
Unverfallsbeulen. Einer dieser  
Kaiser hält ein Schwert, statt des Scep-  
ters. Ich konnte nicht errathen, was dies  
für Unterchiede sagen will; und es hat doch  
gewiß seine Bedeutung, da die Deutschen  
die merkwürdigste Gewohnheit haben, daß  
sie bei allem, was sie thun, sich auch etwas  
denken.“

Seit jener Zeit, insbesondere seit dem  
Jahre 1808, hat für Goslar eine neue  
Blüthezeit begonnen und das neue Goslar  
zählt zu den interessantesten deutschen  
Städten.

Die erste Blüthezeit dieser Kaiserstadt  
(die 979 zum ersten Male urkundlich ge-  
nannt wird) schließt mit dem Ende der  
Staufer. Ihres Glanzes als Residenz  
nach und nach entleert, gewann sie doch  
halb unter den Schätzen der Staufer einen  
festen, ruhigen, gebildeten Stand. Treu  
und Uebermuth gegen ihren Bergern  
schützte die zweite Blüthe der Stadt gewalt-  
sam und brachte ihre Macht.

Zu Ende des Dreißigjährigen Krieges,  
der auch noch den Handel der im Rüm-  
merhof begriffenen Stadt lahm legte, war  
die Kaiserstadt tief verschuldet und die  
durch die Pest gezeichnete Wüstenei ent-  
frachtet. Eine verheerende Feuersbrunst  
von 1728 führte zur weiteren Verarmung,  
so daß der spätere Minister von Schön,  
der sie 16 Jahre nach der Feuersbrunst  
von 1780 sah, die 244 Gebäude in Wüste  
legte, sie „einen sehr kleinen, traurigen,  
menschenleeren Ort“ mit einem Magistrat  
von 99 Personen (wobei er die 55 Silber-  
verkäufer mizählt) nennen konnte. Die

Kaiserszeit ihrer Justiz war sprichwört-  
lich, die in hohem Grade verarmte Bür-  
gerschaft wurde vom kleinlichen Junker-  
thum und Raubgeiz beherrscht.

Der Uebergang an Preußen im Jahre  
1802 legte den ersten Grund zu neuem  
Aufschwung: die Landstadt Goslar er-  
hielt das bedeutende Vermögen der reichs-  
unmittelbaren Stifter zugewiesen, das die  
Reichsstadt niemals besitzen hatte, und  
erhielt ein geordnetes Kirchen- und  
Schulwesen. In der zweiten Hälfte des  
neunzehnten Jahrhunderts begann dann  
die Stadt, namentlich nach ihrem An-  
schluß an das Eisenbahnetz, sichtbar fröh-  
lich aufzublühen; und wie der wiederer-  
schaffte Sinn für Geschichte und Alter-  
thumskunde ihr jährlich einen starken  
Strom wohlgeleiteter Reisenden zuführt,  
so veranlaßt ihre schöne und gesunde Lage  
gar Manchen auch zu dauernder Niederla-  
gung. Sie hat jetzt 18,000 Einwohner.

Goslar muß auf den Besucher zunächst  
einen ersten, fast trüben Eindruck. Die  
Straßen sind eng und die Fachwerkhäuser  
mit schwarzen Schiefen gedeckt und viel-  
fach ganz überzogen. Aber bald lebt man  
sich in die alte Stadt ein. Denn sie hat  
Charakter, ähnlich wie in Süddeutsch-  
land Rothenburg und Nürnberg Charak-  
ter haben.

Unser Rundgang durch die Stadt be-  
ginnt wie am Bahnhof. Zwischen dem  
„Kästermann“ aus dem Jahre 1500,  
einem der vier mächtigen Zwinger des  
Rosenhofes, und dem Kloster Neuwert,  
dessen malerisch im wohlgepflegten Al-  
ter-Garten gelegene Kirche, eine zwei-  
hülmige romanische Pfeilerbasilika mit  
Querschiff, um das Jahr 1200 erbaut ist,  
gelangen wir durch die enge Fischmäl-  
terstraße auf den von zwei Seiten durch  
hochinteressante Häuser eingeflochtenen  
Marktplatz.

Am wirksamsten ist die 1404 als Silber-  
verkäufer des Gewandwebers erbaute Wort-  
mit einem auf tonselentem Unterbau

vorstehenden achtseitigen Mittelthurm  
und vier eckigen Ausbauten.

Das Rathaus besteht aus einer Gruppe  
einer kleinen Backsteingebäude aus dem  
fünfzehnten und sechszehnten  
Jahrhundert, deren Frontseite auf  
einem von achtseitigen Pfeilern getragenen  
Bogengange mit Kreuzgewölbe ruht.  
Durch die ehemalige Verkleidung betreten  
wir die „Rathhausdielen“, den alten  
Huldigungsaal; von ihrem alten Kron-  
leuchter trägt einer der aus Hirsch-  
geweihen gefertigten die schöne Inschrift:  
„O Goslar, du bist todtan  
Den hilgen romellen ritt  
Sunder middel (unmittelbar) unnd wane,  
Nicht mochtu darvon witen.“

Das jetzt Huldigungszimmer genannte  
Zimmer mit reichem, weißem Bild-  
schmuck an Wand und Decke, wird die alte  
Rathskapelle sein; es enthält wertvolle  
Kerzen und Altartheile, darunter ein  
prachtvolles, mit farbenreichen Miniatur-  
gemalten gezeichnetes Evangelienbuch aus dem  
dreizehnten Jahrhundert, und in der klei-  
nen Altarwand befindet sich die silberne  
Vergeltung, ein Tafelaufsatz aus der Zeit,  
wo die Normen des Rathes als die  
„Sechsmänner“ die Silbergruben des  
Kammelsberges verwalteten und in fest-  
licher Versammlung davon Rechnung leg-  
ten. Ein Wehrstück aus der Höhezeit  
deutscher Goldschmiedekunst, vielleicht aus  
einer Werkstatt Nürnbargs stammend,  
zeigt die 80 Centimeter hohe und 20 Centi-  
meter breite — als Tringelstück wenig ge-  
eignete — Kanne aus getriebenem Silber  
die Kunst des Weibers besonders in den  
sechshundertjährigen Silbervergoldeten Re-  
fen und in dem herrlich gearbeiteten Deckel,  
auf dem der Brauch der Kanne umpan-  
neten Reifen bilden neun Engel eine  
Krautkapsel. In dem Kronleuchter des  
Goslarer Rathes schwebt, ist der heil.  
Georg als Drachentöchter, rings herum in  
vier Federn bergmännische Arbeit, in

zwei eine Eisenjagd dargestellt. Am  
Auftrage steht die Jahreszahl 1477.

Das wunderbarste Wandgemälde ist das  
vom Magister Thalling 1521 erbaute  
„Brustbild“, ein Patrizierhaus mit tropen-  
förmiger Grundfläche und völlig wind-  
schüttem Dache. Glasmalereien an den  
gotischen Fenstern und reichem Schnit-  
werk an Schwellen, Ständern und Konsolen.  
Hierher und anmuthiger ist das  
1557 erbaute Bäckerstübchen.

Durch die Breite Straße, die noch  
hübsche alte Häuser mit Erker und vor-  
ragendem Obergeschoß und gefirnigten  
Balkenköpfen aufzuweisen hat, gelangen  
wir an das Breite Thor mit seinen vier  
starken Thürmen und über den Annen-  
wall mit seinen Reichen und alten Wägen  
an dem 1617 erbauten biden Zwinger,  
der in seinen sechs Meter starken Mauern  
drei Reichen Geschütze und tausend Be-  
wehrtene aufnehmen konnte, vorüber auf  
das Kaiserblech. Von dem 1819 für 4515  
Mark auf Abbruch verkauften herrlichen  
Dome ist nur die um 1200 angelegte  
Vorhalle mit dem sogenannten Korbaltar,  
einem aus niederländischer Giebelerei her-  
vorgegangenen tragbaren Altar, die  
andere von Kaisererinnerungen umwete  
Andenken erhalten. Aber das einst als  
Schauspielhaus und dann als Korn-  
magazin benutzte Kaiserhaus, in dessen  
Thronsaal einst der Saaxen, Selter und  
Staufer ruhmreicher Schild hing, blüht  
als ein Wahrzeichen der Einzigkeit des  
deutschen Volkes wieder hoch und stolz auf  
die alte Stadt herab, und wieder prangt  
in dem großartigen Reichsaal der auf  
seiner feineren Augen ruhenden metallne  
Kaiserstuhl, im Anfang vorigen Jahr-  
hunderts für achtundzwanzig Thaler  
weilbiedend verkauft, hat ihn das Ver-  
mächtnis des verewigten Prinzen Karl  
auf seinen alten Platz zurückgestellt.

Die herrlichen Wandgemälde sind von  
der Hand des Professors Wiskrenus.  
Das große Mittelbild der Westwand stellt

in koloristischer und dekorativer Voll-  
endung und genialer Komposition die  
Wiedergeburt des Deutschen Reiches im  
Jahre 1871 dar: Germania mit dem  
Anführer der edlen Königin Luise reitet  
den siegreich heimkehrenden Kaiser Wil-  
helm am Triumphbogen des Kaisertrons  
dar. Die sechs Hauptbilder derselben  
Wand, jedes mit zwei Freibellen, veran-  
schaulichen sechs Akte eines Dramas, die  
Geschichte des ersten Kaiserthums von  
Heinrich II. bis Friedrich II.: Hein-  
rich II. wird in der Peterstraße gekrönt,  
Heinrich III. führt den Papp Gregor VI.  
gefangen über die Alpen, Heinrich IV.  
bucht zu Canossa, Friedrich I. bemüht  
sich vor Heinrich dem Löwen, Friedrich I.  
steht bei Fontenay, Friedrich II. empfängt  
in Palermo eine arabische Gesandtschaft.  
Die acht Nebenbilder derselben Wand be-  
handeln in engen Anfschluß an die Haupt-  
bilder die Geschichte des Kaiserthums.

Die Gemälde der Südwand: Karls  
des Großen Sieg über die Saaxen und  
die Beförderung der Irmselsäule, seine  
Krönung zu Rom, Willehms Taufe bei  
den den Wrolog, die der Vorberwand:  
Luther zu Worms, die schmalkaldischen  
Bundesgenossen empfangen zusammen  
das heilige Abendmahl, Karl V. in St.  
Juff, den Epilog zum Schluß der Haupt-  
wand.

Dem Kaiserblech ist jüngst durch die  
bronzene Standsbild Willehms des Gro-  
ßen ein prächtiger Schmuck zugefügt ge-  
worden.

Von den Kirchen sei die ehrwürdige  
Frontberger Kirche mit ihrem wieder  
aufgeputzten großartigen Wandmalere-  
rien erwähnt; am Aufstieg zu dem be-  
pflanzen Nonnenberge und den in einem  
hübschen Park umgebenen Schiefer-  
holzen belegen, durch die sich schattige  
Spazierwege nach dem Hofmännersfall  
und dem durch eine wundervolle Aussicht  
lehnenden Steinberg schlängeln, gewährt  
sie einen wahrhaft malerischen Eindruck.

## Ein Detektiv-Roman am Himmel.

1911 MT — so heißt in der Welt der  
Astronomen ein neuerbeder Stern, der  
im vergangenen Jahre Gegenstand einer  
Verfolgung war, die wie ein Detektiv-  
roman annahm, so raffiniert waren die  
Anfänge und Listen, mit denen die Astro-  
nomen den eben entdeckten und unmittel-  
bar darauf scheinbar spurlos verschwun-  
denen Stern dingfest gemacht haben. Es  
handelt sich um einen Planeten, der sich in  
zwei Punkten von allen bisher bekannten  
Planeten unterscheidet: seine Geschwindig-  
keit ist größer als die der Erde, obwohl  
er außerhalb der Erdbahn um die Sonne  
kreist, und er ist winzig klein. Er hat  
einen Durchmesser von 4 Kilometern,  
besteht er ist, wenn er in die Nähe der

Erde gelangt, das denkbar beste Ob-  
jekt zur Bestimmung der Erdmasse,  
weil er durch die Erde aus seiner Bahn  
gelenkt wird, außerdem aber kann bei sei-  
ner Größe der Abstand der Erde von der  
Sonne sehr sicher bestimmt werden,  
während die Astronomen auf die Größe des  
Erds noch bis zum Jahre 1930 warten  
müssen. Leider aber war, wie bereits  
bemerkte, dieses außerordentlich nützliche  
Gestirnchen gleich nach seiner Entdeckung  
wieder verschwunden. Was für eine Ver-  
wandnis es damit hatte und wie nach dem  
Stern gejagt wurde, erzählt sein Ent-  
decker, der Wiener Astronom Johann Pal-  
lisa, im neuesten Hefte der „Deutschen  
Revue“ (Deutscher Verlagsanstalt, Stutt-  
gart-Verlag).

Pallisa hatte am 29. September 1911  
beim Vergleich des Himmels mit einer  
Sternkarte an einer Stelle des Himmels,  
die sich gerade in Opposition befand, einen

kleinen Planeten entdeckt. Wegen ungün-  
stiger Witterung konnte die Beobachtung  
erst am 3. Oktober fortgesetzt werden. Zu  
seiner großen Verwunderung stellte Pallisa  
fest, daß sich der Planet von Westen nach  
Osten mit unregelmäßig großer Bewindig-  
keit bewegte. Er begann sogleich mit den  
wichtigen Messungen und telegraphische an  
die Zentralstelle in Kiel, die, wie er an-  
nahm, sogleich die übrigen Sternwarten  
von der höchst wichtigen Entdeckung die  
nachrichtigen würde.

Pallisa hoffte, einzelne Messungen in  
so großen Zeitabständen dazwischen an-  
stellen zu können, daß er die Bahnme-  
sungen der Planeten daraus hätte berech-  
nen können. Allein diese Hoffnung er-  
füllte sich wegen des Zusammenstehens  
verschiedener unglücklicher Umstände nur  
zum Teil. Außer ihm beobachtete nur  
ein einziger Astronom, Bedulle in Kopen-  
hagen, den neuen Planeten im Fernrohr,

und dessen Beobachtung und die Pallisa  
lagen nur um wenige Stunden auseinander.  
Die Astronomen des neuen Welt, be-  
zogen sich auf die besten Beobach-  
tungen und photographischen Aufnahmen  
gelassen hätten, hätten die Beobachtig-  
ung nicht rechtzeitig bekommen, und so  
war der Planet vorläufig verschwunden!

Kun sollte die Photographie zur Hilfe  
herangezogen werden. Pallisa wandte sich  
an die Sternwarten in Johannesburg, in  
Heidelberg und in Greenwich, aber auf  
beiden Aufnahmen, wie auf denen der  
Wiener Sternwarte wurde man vergeblich.  
Der Stern war nur dreimal genau be-  
obachtet worden, in Wien am 3. und 4.  
Oktober und in Kopenhagen am 4. Okto-  
ber. Das gewonnene Beobachtungsmate-  
rial war recht dürftig, und aus dem kur-  
zen Bogen, den der Planet von der ersten  
bis zur letzten Messung seiner Stellung  
zurückgelegt hatte, konnte sich nur eine recht

unzuverlässige Berechnung seiner Bahn  
herleiten lassen. Drei Astronomen unter-  
nahmen unabhängig von einander die Be-  
rechnung, und obwohl die Ergebnisse  
eingezeichnet zu einander stimmten, war  
es von vornherein sicher, daß man, hierauf  
bauend, den Stern nicht wieder finden  
würde.

Die Ausfäden lieferten sich, als man  
braut versiel, weitere Himmelsaufnahmen  
zu unterfuchen, auf denen noch der bere-  
chneten Bahn des Sternes sein Bild hätte  
sein können. Sogar die Greenwicher  
Aufnahmen (unter denen drei brauchbare  
waren), wie die der anderen Sternwarten  
enthielten je eine feine Spur des Planeten,  
die ohne Kenntnis der Berechnungen sicher  
übersehen worden wäre. Hiernach konn-  
ten nun die bisher berechneten Bahnme-  
sungen verbessert werden, denn da auf einer  
Johannesburger Aufnahme vom 18. Ok-  
tober eine Spur des Planeten entdeckt

worden war, stand jetzt die Planetenbahn  
in einer Zeitspanne von 15 Tagen an  
einigen Punkten fest. Hieraus ergab sich  
eine Umlaufzeit von 4,17 Jahren, eine  
Exzentrizität von 0,54, eine kürzeste Ent-  
fernung von der Erdbahn von 0,196  
Erdbahnhälbenmessern und eine Geschwin-  
digkeit von 34 Kilometern, während die  
Erdbahngeschwindigkeit nur 29,5 Kilometer  
beträgt.

Der neue Planet hat die stärkste Exzen-  
trizität der Bahn, die man bei Planeten  
überhaupt kennt, was den Schluß nahe-  
legt, der Planet sei von außen in das  
Sonnensystem hineingerathen. Nächst dem  
Erds ist der neue Planet ferner derjenige,  
der der Erde am nächsten kommt. Als die  
Astronomen so weit waren, konnten sie  
auch die Standorte des Planeten vor sei-  
ner Entdeckung bestimmen, und dabei er-  
gab sich, daß die Heidelbergster Sternwarte  
am 18. September die Himmelsstelle photo-

graphiert hatte, an der der Planet ge-  
funden wurde, und siehe da, am Rande  
einer der Aufnahmen wurde die Planete-  
spur entdeckt! Damit war der bekannte  
Planetenbogen auf die Zeit vom 16. Sep-  
tember bis zum 18. Oktober ausgedehnt,  
was eine neue Korrektur und genauere  
Berechnung der Bahn Elemente ermöglicht.

Für das Auge ist der Planet entschwun-  
den, aber die Astronomen-Detektive haben  
aus seinen Spuren alles gefolgert, was zu  
seiner Wiedererkennung nötig ist. Daß  
alle ihre Berechnungen stimmen, wird sich  
im Jahre 1915 zeigen, wenn der Stern  
wieder seine größte Größe erreicht.

Zwei Professoren. Erster Profes-  
sor: „Ich habe dem armen taubstummen  
Bettler einen Thaler geschenkt.“  
Zweiter Professor: „Was sagst er  
denn?“  
Erster Professor: „Er war sprachlos!“